

Auf der Scheide zwischen Tod und Leben

Autor(en): **Mittelholzer, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 45

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648959>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auf der Scheide zwischen Tod und Leben

Von Walter Mittelholzer

Seit Wochen sind wir trotz vielen Suchaktionen ohne Nachricht über den Verbleib des Kursflugzeuges Frankfurt-Rom, das scheinbar in den Bündnerbergen abgestürzt ist. Alle Welt interessiert sich an diesen Aktionen — ohne daß es bis jetzt gelungen wäre, irgend einen Anhaltspunkt der Maschine zu erhalten. In unserem heutigen Artikel schildert unser leider in den Bergen viel zu früh verstorbene Walter Mittelholzer eines seiner vielen Fliegerabenteuer, das uns zeigt, wie heimtückisch die Berge für den Flieger sein können, sogar für den „Kenner“, als der Mittelholzer unbedingt angesprochen werden muß. Diese spannende Schilderung ist dem soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Buch „Fliegerabenteuer“ von Walter Mittelholzer mit gütiger Genehmigung des Verlages entnommen. Ein Buch, das uns unsern tüchtigsten und bekanntesten Flieger von neuen Seiten zeigt.

* * *

Es war gleich nach dem Kriege. Ich sollte ein in Italien gekauftes Flugzeug von Mailand über die Alpen nach Zürich bringen. Die Maschine war schnell und stieg gut, so daß ich insgeheim hoffte, die bisherige Bestzeit für diese Strecke zu überbieten. Während der Hinfahrt mit der Bahn war das Wetter sehr schön. Am nächsten Tag — es war ein klarer Frühlingmorgen — stieg ich vom Mailänder Flughafen um 1/2 12 auf und gedachte binnen einer Stunde in Zürich zu sein. Die Verhältnisse standen durchaus günstig für mich. Die Luft war hell und rein, und die Alpenrunde hob sich so scharf gegen den Kimm ab, daß ich schon kurz nach dem Abflug jeden einzelnen Gipfel unterscheiden konnte. Nach zwanzig Minuten befand ich mich schon 3300 Meter hoch über dem Tessin und hielt nordwärts auf den Greinapass zu. Bei 4200 Meter sah ich plötzlich eine Nebelbank vor mir, die sich ostwärts und westwärts längs der nördlichen Alpenflanke hinzog. Sogar der Tödi, der höchste Gipfel der Ostschweiz, war in Wolken gehüllt, und im Norden stach vom Finsteraarhorn nur ein Felsnadel durch den Nebel. Was sollte ich tun? Es boten sich zwei Möglichkeiten. Ich konnte vorsichtig hin und umkehren, um dann tiefer anzusetzen und unter der Wolkendecke nordwärts zu fliegen. Notfalls mußte ich in Bellinzona landen und bessere Verhältnisse abwarten. Oder ich konnte den gefährlicheren Weg wählen — für den sich mein jugendlicher Wagemut entschied — und hoch über den Wolken nach dem Kompaß fliegen, bis ich mich über der Schweizer Ebene zu befinden glaubte. Peilgerät zum Einorten gab es damals (1922) noch nicht. Ich mußte erraten, wo ich schwebte. Dann brauchte ich nur unter die Wolken zu tauchen, wo ich klare Sicht vermutete. Die Fernspreerverbindung Italiens mit der Schweiz war unglücklicherweise damals noch so umständlich, daß ich stundenlang auf eine Antwort wegen des Wetters hätte warten müssen. Infolgedessen fragte ich gar nicht erst an, sondern setzte voraus, daß das Wetter während der letzten zwölf Stunden unverändert geblieben war. Darin irrte ich mich aber gewaltig.

Gegen Mittag befand ich mich auf der Höhe von 4800 Meter. Ueber mir spannte sich ein tiefblaues Himmelsgewölbe; unter mir wogte das dicke Wolkenmeer. Ein banges Gefühl überkam mich in der unendlichen, unheimlichen Leere. Angefichts der äußeren Gefahr überwand ich es aber, ehe es mich zu lähmen vermochte. Ich hielt mich an die Kompaßnadel und flog fünfundzwanzig Minuten geradeaus nach Norden. Dann mußte ich nach meiner Schätzung über dem Zürichsee sein. Aber ein heimtückischer Feind in Gestalt eines starken Gegenwindes vereitelte meine Berechnung. In diesen Höhen übertrifft er zuweilen die Geschwindigkeit des Flugzeuges.

Ich beschloß, die Wolkenschicht zu durchbrechen und stellte den Motor ab. Heute noch höre ich den Wind durch die Streben

und Spanndrähte des Flugzeuges pfeifen, als es tiefer und tiefer ins Bodenlose tauchte. Der Höhenmesser zeigte 4200, 3900, 3300, 3000 Meter. Dann hüllte mich dichtes Schneetreiben ein und beschränkte die Sicht auf ein paar Meter. Nach einer Minute im Gleitflug hatte ich jedes Gefühl für meine Lage im Raum verloren und schien im Unendlichen umherzuwirbeln. Plötzlich reckte sich eine schwarze Masse auf und verschwand ebenso plötzlich. Eine dunkle Felswand schoß an mir vorbei wie von Geisterhand aus dem Nebelgrau gezaubert. Die oft geschilderte Erfahrung, daß in Augenblicken der höchsten Gefahr das ganze Leben an einem vorüberzieht, machte auch ich jetzt. Die Gesichter der treuesten Freunde und besten Kameraden erschienen in rascher Folge. Gab es keinen Ausweg aus diesem Wirrwarr? Jetzt hatte ich den Beweis, daß Nebel und Schnee die schlimmsten Feinde des Fliegers sind.

Plötzlich glitzerte mir eine blendend weiße Fläche aus dem grauen Nebel entgegen. Halb unbewußt riß ich am Knüppel. Krachend und splitternd rannte ich irgendwo an. Dann tödliche Stille.

Ich weiß nicht, wie lange ich betäubt lag. Als ich wieder zu mir kam, vermochte ich zunächst kaum zwischen Traum und grimmer Wirklichkeit zu unterscheiden. Vor wenigen Minuten umgaben mich doch die Blütengärten Italiens. Verstört blickte ich umher. Wie war ich so unversehens auf dieses verlassene Schneefeld gekommen? Unaufhörlich wirbelten die weißen Flocken und breiteten ein Leichentuch über die wilde Einsamkeit des Berges, dessen Umrisse nur undeutlich erkennbar waren. Unter mir sah ich einige zerzaufte Tannen. Wo war mein Flugzeug? Plötzlich erblickte ich 100 Meter über mir seine Ueberbleibsel flach gegen einen steilen Schneehang geschmettert. Erst jetzt brachte mein Hirn das zusammen, was geschehen war, und ich wurde mir der höchst brenzligen Lage wohl bewußt.

Ich brauchte dann nicht mehr lange, um mir darüber klar zu werden, daß ich das Tal vor Anbruch der Nacht erreichen mußte, wollte ich nicht hier oben erfrieren. Beim Versuch, mich aus den Schneemassen zu befreien, fühlte ich jetzt erst einen stechenden Schmerz im rechten Knie. Auch rann Blut über Stirn und Gesicht. Glücklicherweise waren die Augen unbeschädigt, und meine Sehkraft hatte nicht gelitten. Da ich mich infolge der heftigen Schmerzen nicht aufs rechte Bein stützen konnte, beschloß ich, auf dem Rücken über den Steilhang zu rutschen, wobei ich mich mit den Händen und Ellbogen abstieß.

In kurzer Zeit waren scheinbar gewaltige Schneemengen gefallen, denn auf meiner Reise nach Mailand im Gotthard-Schnellzug war die Nacht vollkommen sternklar gewesen. Als erfahrenerem Skiläufer blieb mir nicht verborgen, daß ich mich auf einem gefährlichen Lawinengang befand, was durch das dumpfe Dröhnen abgehender Schneerutsche bestätigt wurde. Bald geriet auch der Schnee um mich herum in Bewegung, so daß ich mit wachsender Geschwindigkeit in die Tiefe fuhr. Verzweifelt kämpfte ich mit Händen und Füßen gegen die Schneemassen. Hilflos rollte ich auf eine Lanne zu. Mit dem Aufgebot meiner letzten Kraft gelang es mir, mich an ihrem Stamm zu verankern. — Zum zweitenmal war ich gerettet!

Jetzt konnte ich in der geglätteten Lawinbahn sitzend abfahren und die unter mir liegenden Almweiden erreichen, wo ich in einer der Heubütten für die Nacht unterzukommen hoffte. Aber auch dies mußte hart erkämpft werden, denn alle Hütten waren verriegelt und verschlossen. Erst nach langen und schmerzhaften Anstrengungen glückte es mir, mich durch ein kleines Fenster zu zwängen. Inzwischen war es Nacht geworden. Pechschwarze Dunkelheit umgab mich. Dreizehn qualvolle Stunden verharrte ich bis zum Morgengrauen auf dem feuchten Fußboden. Das Knie schwoll zum doppelten Umfang. In Ermangelung anderer Aufgaben suchte ich meinen Aufenthaltsort zu erraten.

Endlich schimmerte bleiches Morgengrauen durch die blinden Fensterscheiben. Der Schneefall hatte aufgehört. Mühsam kletterte ich durchs Fenster und musterte die Umgegend. Bald sagten mir die Gipfelumrisse der Glarner Alpen, wo ich mich befand. Von meinen Gebirgswanderungen her kannte ich die Gestalten, die aus dem Sernfstal aufragten.

Diese Entdeckung verschuchte meine Niedergeschlagenheit schnell. Mit neuem Mut kam neue Kraft. Schmerz und Ungevißheit schwanden dahin, denn nun war ich davon überzeugt, heute noch menschliche Hilfe finden zu können. Ich ergriff einen Hirtenstab als Stütze und stampfte langsam durch den knietiefen Schnee nach den unteren Almen. Mit klammenden Fingern und brennenden Wunden, von Hunger und Kälte erschöpft, schleppte ich mich durch die weiße Flut, zu immer häufigeren Rasten gezwungen. Mehrmals muß ich eingeschlummert sein, von Träumen umgaukelt, die hauptsächlich genießerischen Wahlzeiten galten. Vom Bewußtsein der Selbsterhaltung getrieben, raffte ich mich wieder auf, denn festes Einschlafen bedeutete den Erfrierungstod. Schon halb im Fieberwahn, sah ich mich am Esstisch vor leckeren Speisen und dann lang hingestreckt auf weichem Lager, dem gequetschten Knie endlich Ruhe gönnend.

Nach langen Stunden mühseligen Wartens beglänzte das Mondlicht die ersten Häuser des Dorfes Matt, wo die Verwirklichung meiner Träume winkte. Die Mädchen des kleinen Wirtschaftshauses am Wege starrten mich entgeistert an, als ich um Mitternacht ins Lampenlicht stolperte. Ich war ja in voller Fliegerausrüstung mit dem Sturzhelm auf dem blutigen Kopf.

Weltwochenschau

Wenn am 27. November verworfen würde . . .

Es ist kein „erhabenes Werk“, das am 27. November dem Volk zur Abstimmung unterbreitet wird. Das eidgenössische Budget wird in keiner Weise ausgeglichen sein, und von Sicherungen für den Fall einer hereinbrechenden Krise mit zusammenbrechenden Bundes-Einnahmen ist nicht die Rede. Auch zwischen Bund und Kantonen wird kein Ausgleich geschaffen. Was der Vorlage besondere Bedeutung gibt, ist also nicht ihr „innerer Wert“, der die Herzen aller Bürger begeistern, die hartgesottenen Interessenpolitiker erweichen und die professionellen Reinsager zu Tränen rühren müßte. Es ist fraglich, ob der raufschende Zeitungswald, der diesmal mächtig tosen wird, der großen Menge deutlich machen kann, um was es im Grunde, wenn schon nicht um die Annahme einer „besonders vorzüglichen Sache“, gehen soll. Wir wollen beizeiten anfangen und unsere Leser bitten, aufklärend zu wirken, so weit sie das vermögen.

Also: Wenn nicht die freisinnige Partei sich aufgerafft und dem Bundeshaus bedeutet hätte, die Zeit des finanziellen Notrechtes sei vorbei, man müsse wieder vor das Volk treten, dem Volke eine annahmefähige . . . also „annehmbare“ Lösung unterbreiten . . . was wäre geschehen? Ganz einfach: Wir hätten die Verlängerung der eingerissenen Praxis erlebt, also neue Finanzprogramme, Nr. IV bis 2, jedes dringlich erklärt, also der Volksabstimmung entzogen . . . und ganz langsam würde sich als Folge dieser Praxis die Ueberzeugung festgesetzt haben: Mit dem Volke geht es nicht! So und so lange ist es ohne das Volk gegangen . . . also wird man es ohne das Volk machen . . . künftig!

Am 27. November soll also das Volk all die widerlegen, die bereits überzeugt waren, daß die schwerwiegenden und für das Schicksal unserer Wirtschaft, aber auch des Staatshaushaltes und die damit gekoppelte Wehrpolitik notwendigen Lösungen in den Massen nicht auf Verständnis zählen könnten. Aus diesem Grunde müßte also das Volk am 27. November mit einem „streichigen Ja“ dem Kompromißvorschlag der Parteien zum

Siege verhelfen. Wie aber, wenn einzelne Parteien nicht wollen? Und wenn die Volksmassen der Ansicht sein sollten, die Bezeugung der politischen Reife liege in der Verwerfung eines Flickwerkes? Wenn die Meinung durchdränge, die Parteien müßten ein ganz anderes Werk zustandebringen?

Leider müssen wir feststellen, daß eine Verwerfung nicht aus höherer Einsicht herkommen würde! Daß vielmehr alle Querulanten und „Privatinteressenten“, alle aus den verschiedensten Lagern stammenden „vaterländischen Dienstverweigerer“ es wären, die dem mühevoll erkämpften Vermittlungsvorschlag den Garaus machen würden. Eine Mehrheit für radikale Zukunftslösungen gibt es bei uns nicht! Es sind die 18 statt 8 Millionen für die Almen, es ist die Krisenabgabe zur Tilgung der außerordentlichen Landesverteidigungskosten, die es den Reinsagern antun, und deswegen muß das Volk diesmal seine Reife durch Annahme des Kompromisses, eben der „provisorischen Lösung“, beweisen.

Beuteteilung.

Die Ungarn und Tschechen, genauer die Slowaken, denen man in Prag die Verhandlungen über die Abtretung weiterer Gebiete an die revisionshungrigen Magyaren überlassen, sind nicht einig geworden, und ebensowenig gelangte man zu einem Einvernehmen über die Gebiete der Karpatho-Ukraine. Von Anfang an sah man, wer hinter den Slowaken stehe: Berlin. Und ebenso, wer die Ungarn dränge und ermuntere: Rom im Verein mit Warschau. Gäbe es keine Westmächte, die an einer Auseinandersetzung ihre Freude hätten, und stünde nicht Rußland im Hintergrunde, wir würden den schönsten „Erfolgskrieg“ der Sieger über die Tschechen erleben; Herr Mussolini würde versuchen, seine Wünsche durchzusetzen, d. h. er würde die Ungarn zum Einmarsch ins Karpathenland ermuntern, damit die Grenze des deutschen Einflußgebietes in der östlichen Slowakei abgeriegelt, die polnisch-ungarische Verbindungszone möglichst lang und die Front von der Ostsee bis zur Adria, die Deutschland aufhalten oder wenigstens bremsen soll, möglichst verstärkt werde. Allein es gibt lauernende Dritte, die man lieber nicht als Lachende und schließlich zuschlagende Dritte sehen will! Und deswegen dürfen die Diktatoren keine Schauspiele aufführen. Es mußte darum nach einer Verständigung gesucht werden. Die einzelnen Phasen des neuen Handels lassen sich heute gut überblicken.

Zunächst veranlaßte Mussolini die Ungarn zur Mobilisierung einiger Jahrgänge. Darauf ersuchten die Tschechen Deutschland und Italien, zu vermitteln. Ungarn stimmte diesem Vorschlag zu. Die Achsenmächte erklärten prompt, daß sie die Vermittlung durchführen würden. Und der deutsche Außenminister flog nach Rom. In Rom vernahm Mussolini, wahrscheinlich ohne große Ueberraschung, daß das dritte Reich total auf Seiten der Slowaken und Ukrainer stehe und den Ungarn nur das zubillige, was ihm auf Grund der völkischen Zugehörigkeit gönnt werden müsse. Worauf Mussolini wahrscheinlich seine Forderungen erhob. Diese Forderungen betreffen Spanien. Wenn nicht, wird die Welt später vernehmen, was ihm Ribbentrop versprochen. Jedenfalls gibt Rom nicht nach, ohne ein Gegenversprechen erhalten zu haben. Und das Versprechen muß nichts Geringes enthalten, denn Italien opfert mehr, als man auf den ersten Blick annehmen möchte. Vor allem setzt es die Freundschaft der Polen und Ungarn aufs Spiel. Die Zwei haben seine Politik getrieben, haben auf Rom gesetzt, haben mit Rom zusammen ihre weiterreichenden Pläne verfolgt und sind nun verraten. Wohin werden sie sich wenden?

Es lohnt sich, die tiefern Gründe der polnischen Politik zu verfolgen. Vor allem muß man wissen, weshalb Polen so sehr daran gelegen war, die 750,000 karpathischen Ukrainer dem Druck des rücksichtslosen Magyarentums auszuliefern. Es handelt sich um nichts Geringeres als um einen Schlag gegen